Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 14

Artikel: Zaungäste der Presse
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669141

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zaungäste der Presse.

Aus den Aufzeichnungen eines Redaktors.

Von Otto Zinniker.

Der Redaktor hat fast so viele sonderbare Kostgänger wie der liebe Gott. Denn wie manchmal im Tage klopft es temperamentvoll oder zaghaft an die Tür, und herein tritt einer jener herumwandernden Journalisten, einer jener leichtbeschwingten Kollegen von der Feder, die von Ort zu Ort, von Redaktion zu Redaktion unterwegs und nirgends daheim sind. Im Frühling, wenn die Straßen trocken werden und die warme Zeit wieder kommt, gehn sie in Scharen auf den Strich und stürmen die Redaktionen. Wenn die Blätter fallen und der Schneewind weht, verkriechen sie sich wie die Walzbrüder und Vagabunden. Sie verfassen ihre Gedichte und Prosastücke am Schreibpult irgendeiner Schalterhalle, auf einer Bank in der Anlage oder im Restaurant. Der Himmel meint es gut mit ihnen; er überschüttet sie mit Gedanken, Ideen und Motiven, und jede Stunde schenkt ihnen ein Abenteuer und Erlebnis, samt den Wendungen und Worten, es in gangbare Kleinmünze zu schlagen.

Alles wäre gut und in Ordnung, wenn diese Zaungäste der Presse sich gleichermaßen der Gunst der Redaktoren und Verleger erfreuen dürften; es stände besser um sie, wenn sie die nicht allzu schwere Fracht ihrer poetischen Versuche ein wenig leichter und widerstandsloser an den Mann und in die Zeitung brächten. Doch welch untertäniges, entwürdigendes Bitten und Flehen um ein bißchen Honorar, das gerade ausreicht, um für einen Tag von der Hand in den Mund zu leben, um ein paar Franken Entschädigung für ein literarisches Produkt, wie es so vollendet und gottgewollt heute und in Zukunft kein Sterblicher mehr schaffen wird. Doch tretet nur immer ein, ihr wunderlichen Legionäre und Söldner der Feder, die ihr nach dem Staub der Straße und nach Ferne riecht, tretet herzu und erzählt.

Der Lyriker.

Er kam, wenn ich ihm glauben wollte, geradewegs und zu Fuß aus Frankfurt am Main. Seine Habseligkeiten bestanden in einer Gitarre, die er sich übergehängt hatte, und einem Dutzend handgeschriebener Gedichte, die er zur Auswahl auf den Redaktionstisch legte. Seine grobschlachten Schuhe waren dick mit Staub überpudert. Die Burschikosität des knapp dem Gymnasium entwachsenen Kerlchens war unterstrichen durch Sportdreß und Schillerkragen. In den ungekämmten Dichterlocken hatten sich einige Strohhalme vom letzten Nachtlager verfangen. Als Ziel seiner Reise nannte er Neapel und gab an, auf den Ertrag seiner Lyrik angewiesen zu sein. Aus diesem Grunde spreche er hier vor und erwarte zuversichtlich, daß die literarische Redaktion unseres Blattes mindestens zwei seiner Gedichte erwerbe und stehenden Fußes honoriere.

„Warum nicht gerade das ganze Dutzend?“ fragte ich ihn und erlaubte mir, auf eine gewisse Art zu lächeln. Aber da geschah etwas, das besser nicht hätte geschehen sollen. Der hergeschneite Bursche wurde grob; mit den Fäusten in den Hüften trat er ganz nah heran, hauchte mir seinen unreinen Atem ins Gesicht und verwahrte sich in aller Form dagegen, daß der erstbeste Redaktor, dem er auf seiner Weltreise begegne, sein lyrisches Schaffen verhöhne. Das Blut war ihm in den sommersprossigen Blondkopf geschossen, er keuchte, er blitzte mich aus bösen Augen wütend an. Sachte, Freundchen! Um die Sache ins gleiche zu bringen, lud ich ihn ein, am obern Ende des Tisches Platz zu nehmen und mir eines seiner Gedichte, gleichgültig welches, vorzulesen.

Er läßt sich nicht zweimal bitten. Er stellt die Gitarre in die Ecke, nimmt die Schicht Manuskripte an sich und beginnt mit erhobener Stimme und heiligem Pathos zu rezitieren:

„Ich möchte einer werden so wie die,
die durch die Nacht mit wilden Pferden fahren,
mit Fackeln, die gleich aufgegangenen Haaren
in ihres Jagens großem Winde weh'n.
Vorn möcht' ich stehen wie in einem Kahne,
groß und wie eine Fahne aufgerollt.
Dunkel, aber mit einem Helm von Gold,
der unruhig glänzt. Und hinter mir gereiht
zehn Männer aus derselben Dunkelheit
mit Helmen, die wie meiner unstet sind,
bald klar wie Glas, bald dunkel, alt und blind ...“

Mein Gott, was für schöne Verse! Wie herrlich klang und rauschte das im hingehaltenen Ohr. Sollte es möglich sein, daß der kleine Rompilgerer soviel Herz und Geist besaß, solch große Musik zu machen? „Ich möchte einer werden so wie die, die durch die Nacht mit wilden Pferden fahren ...“ Kein Zweifel, da steckt ein ganz Großer, da steckt ein wahrhaftiger Dich-

ter dahinter. Wie, hat nicht Rilke solche Töne angeschlagen? Rainer Maria Rilke im „Buch der Lieder"?

„Zu welchem Preis überlassen Sie uns das Gedicht?" frage ich den Vorleser und Kopisten.

„Zum Preis von zehn Franken, wenn ich bitten darf."

„Und wie teilen Sie das Honorar mit den Erben Rainer Maria Rilkes?"

„Was fällt Ihnen ein!?" fragt er verkniffen.

„Mir fällt eben ein, daß ein anderer als Sie diese Perle von Gedicht geschrieben hat," gebe ich lächelnd zurück.

Da rafft er die Blätter zusammen. Kein Wort weiter. Er steht auf, hängt sich die Gitarre um und geht grußlos zur Tür.

„Gott mit Ihnen und gute Reise," verabschiede ihn ihn. „Versuchen Sie diesen Schwindel einen Stock tiefer bei unserer Konkurrenz."

Damian Weiß, Schriftsteller.

Er gehörte seit langem zum Mitarbeiterstab unseres Blattes. Er schrieb Artikel zur politischen Lage, die auf striktes Verlangen mit dem vollen Namen des Autors zu erscheinen hatten, wenn die Redaktion nicht vorzog, sie dem Papierkorb anzuvertrauen. Aber wer hätte so unmenschlich sein können, den guten Damian Weiß um das bißchen Honorar zu bringen. Weiß wohnte auswärts, die Beiträge richtete er „An eine wohllöbliche Redaktion", doch fehlte jedem zweiten seiner Briefe die Frankatur — nicht aus Vergeßlichkeit oder böser Absicht, sondern aus rein ökonomischen Gründen. Auch darüber sah eine wohllöbliche Redaktion großmütig und verständnisvoll hinweg.

Was sie dagegen nicht begriff, war die Tatsache, daß Damian Weiß im Artikelschreiben den Inhalt seines Lebens erblickte, sich gegen die Ausübung eines bürgerlichen Berufes halsstarrig sträubte und geradezu aus Sport am Hungertuche nagte. Er hatte zwar das Schneiderhandwerk erlernt, aber er pfiff darauf, denn die Feder schien ihm ein weit edleres Werkzeug als Nadel und Schere. Seine schnörkelig und skurril beschriebenen Manuskriptblätter trugen links oben in Fettdruck Namen und Beruf des Verfassers: „Damian Weiß, Schriftsteller." Billiger tat er es nicht. Aber freilich, es muß auch solche Käuze geben.

Am letzten jedes Monats, manchmal schon am fünfzehnten, kam Weiß zur Abholung seiner Honorarguthaben bei uns vorbei. Her- und Rückweg legte er auch bei Wind und Regen, ja selbst im tiefsten Schnee zu Fuß hinter sich und tröstete sich über den verlorenen Tag mit der Behauptung hinweg, beim Tippeln auf der Landstraße fielen ihm oft die schönsten Gedanken ein, um die ihn mancher Dichter beneiden würde. Dem Instinkt gehorchend, richtete es Weiß, dem der Hunger auf hundert Meter aus den Augenhöhlen und dem ausgemergelten Knochengesicht schrie, für gewöhnlich so ein, daß er auf die Mittagszeit bei mir eintraf. Und eine wohllöbliche Redaktion bat den geschätzten Mitarbeiter möglichst schonend um die Ehre, ihn zu Tische laden zu dürfen. Ich habe mir bei ihm nie einen Korb geholt; und ich durfte mich mit Damian sehen lassen, kam er doch immer in schwarzem Mantel mit Astrachankragen und einer Melone als Kopfbedeckung — Bekleidungsgegenständen, die er sich aus der Zeit, da er noch Schneider war, in die Schriftstellerepoche herübergerettet haben mochte. Im übrigen imponierte er mit seiner zum Himmel aufgeschossenen Größe, und mit dem bleckend vorstehenden, schadhaften Riesengebiß forderte er den Schrecken der Kinder heraus.

Man mußte das gesehen haben! Während Damian Weiß zu Beginn der Mahlzeit ein kaum recht zum Leben erwachtes, Mitleid erregendes Lächeln auf die Lippen brachte, konnte es im Verlauf des Essens plötzlich über ihn kommen, wie wenn am hellichten Tag ein Stern neben ihm niedergefallen wäre. Er war auf einmal wie verwandelt, er redete, er grinste, indes er sich neu auflegen ließ und ihm der Saft von den Mundwinkeln troff. Damian hieb zu und füllte sich den Bauch, als gälte es, sich auf einen Hungerstreik vorzubereiten. Maßen die Platten sich leerten, fiel er in die alte Einsilbigkeit zurück und taute erst wieder auf, wenn weit über das normale Essen hinaus noch Eier, Konserven, Brot und Käse nachgeführt wurden. Damian wurde allem Meister, aber es reute uns nicht, wir mochten es ihm wohl gönnen.

Und dann geschah das Sonderbare, daß Damian Weiß regelrecht trunken wurde, trunken nicht etwa von Wein oder Bier, o nein, sondern von all den Speisen, an denen er sich gütlich getan hatte. Er rülpste Latein und Italienisch daher, er plauderte und phantasierte sich in einen Zustand hinein, der mit seinem realen Leben nichts mehr zu tun hatte. Der gute Damian Weiß setzte sich in Positur und rollte die Augen, und dann jubilierte der wahrhaftige Dichter aus der Brust des einstigen Schneider-

gesellen. Er sei auserlesen aus Tausenden, eine jung verwitwete Aristokratin mit sieben Millionen, mit Villa und Auto, Marke Horch, habe ihm die Ehe angetragen. Aber er, Damian Weiß, bleibe stark und halte der Muse, der er sich heilig verschworen habe, die Treue. Es sei schon viel von ihm, wenn er in den literarischen Kränzchen der Millionärin den Mittelpunkt und Vorleser spiele. Daß sie ihn darüber hinaus mit ihrer Liebe verfolge, wo er stehe und gehe, das verbäte er sich, und er habe sich entschlossen, sich von heut ab detektivisch bewachen zu lassen. Das habe man davon, wenn einer im vornehmsten Viertel der Stadt geboren worden sei, wie er.

Eines Tages, als er wieder einmal über dieses Thema fabulierte und seine hohe Abstammung betonte, erlaubte ich mir die Zwischenfrage, welche Umstände ihn denn zur Erlernung des Schneiderhandwerkes bewogen hätten. „Eine Verrücktheit meines Alten," sagte er „der es nicht ertragen hätte, wenn ich ihm bei Lebzeiten geistig über den Kopf hinausgewachsen wäre. Aber jetzt bin ich ja im Zuge, die hohe Linie meiner Ahnen trotzdem fortzusetzen." Er grinste und bleckte die schadhaften Zähne.

Das letzte Mal, da sich Damian Weiß in unserem Hause zeigte, holte ihn meine Frau mit hartem Griff aus dem seligen Dichterparadies herab. Sie ersuchte ihn, da er doch ein paar Franken sicher brauchen könne, mein Sonntagsgewand instandzusetzen und auszubügeln. Weiß machte sich mit großen Worten an die Ausführung des Auftrages. Was ein rechter Arbeiter ist, begleitet seiner Hände Werk mit muntern Reden und Gesängen. Damian hielt es mit dem Volkslied: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein," das er immerzu mit sentimentaler Stimme tirillierte. Bei meiner Rückkehr abends hatte er die Arbeit auf Stör beendigt und sich bereits auf den Heimweg begeben. Aber welche Verstimmung, welch aufgeregter Empfang durch meine Frau! Was zum Teufel war hier vorgefallen?

„Eine nette Bescherung," begehrte sie auf und brachte über den Arm gefaltet die frisch gebügelte Sonntagshose. „Ich hätte mir doch denken können, daß der Bursche zum Schneider womöglich noch weniger taugt als zum Dichter. Da, schau nur her!"

Es tat mir leid für Damian, feststellen zu müssen, daß er in der Höhe des Knies eine handgroße gelbe Fläche in meine schöne Kluft gebrannt und diese völlig unbrauchbar gemacht hatte. Ich schwieg bekümmert, denn mit Schelten konnte der Schaden nicht behoben werden. Meine Frau dagegen ereiferte sich noch weiter und wies in Bezug auf Weiß ironisch darauf hin, wie töricht, wie unverantwortlich es von ihm sei, der Dame mit den sieben Millionen auszuweichen.

Der Statistiker.

Er klopfte schüchtern, kaum hörbar an die Tür und drückte erst nach dem zweiten lauten „Herein!" auf die Klinke. Sein Anliegen? Er nannte irgendeinen Namen, soundso, von Beruf Kaminfeger, aber seit Wochen arbeitslos. Alter: vierundzwanzig Jahre, gute Schulbildung. Er berichtete, daß er auf einer Fußreise aus dem St. Gallischen ins Waadtland begriffen sei, wo er einen Bruder besuchen wolle. Unterwegs sei ihm der Gedanke gekommen, sich, da er doch orthographisch richtig schreiben könne, journalistisch zu betätigen, um damit den nackten Lebensunterhalt zu verdienen. Er habe bereits bei mehreren größern Zeitungen Glück gehabt und verschiedene Artikel angebracht. Ob nicht auch wir Interesse hätten?

Was er denn Hinreißendes zu verkünden habe?

Großartiges sei nicht viel dabei, gab er bescheiden zur Antwort; doch habe er sich auf ein Gebiet verlegt, das sicherlich der Bereicherung des Wissens dienen werde. Er mache nämlich in Statistik, in Automobilverkehrsstatistik, und zwar in dem Sinn, daß er an den verkehrsreichsten Kreuzpunkten der Städte alle im Ablauf von zwölf Tagesstunden zirkulierenden Kraftwagen gewissenhaft zähle und in Rubriken einordne nach Fabrikmarke, nach Last- und Personenauto, nach Kantons- und Landeszugehörigkeit, nach Her- und Durchfahrtsrichtung und Gott weiß, nach was allem. Es leuchtete mir besonders ein, daß die Tabelle einen vielleicht nicht ganz wertlosen Überblick über die Verkehrsdichtigkeit der einzelnen Stunden geben sollte, und so ließ ich es denn geschehen, daß der durchwandernde Kaminfeger auch eine Zählung für unser Blatt unternahm.

Ein schwieriges, ein kniffliges Beginnen! Aber der junge Mann zeigte sich der Aufgabe durchaus gewachsen, er legte System und Können an den Tag. Früh vor sechs Uhr morgens begab er sich mit Proviant und einem Feldsessel auf den ihm angewiesenen Platz, erwartete den Stundenschlag und begann auf Minute

und Sekunde genau mit der Kontrolle des um diese Zeit noch spärlichen Automobilverkehrs. Jedes Personenauto hielt er fest mit einem Punkt, zu jedem Lastwagen setzte er ein Kreuzchen, nach Ablauf einer Stunde wurden sämtliche Punkte und Kreuzchen zusammengezählt und in die betreffende Kolonne eingeordnet. Die Fabrikmarken nahmen vorlieb mit den kleinen Buchstaben des Alphabets, während die Kantone, auf welche sich die durchfahrenden Vehikel verteilten, mit den größern Schwestern bedacht wurden. Der kleine Hexenmeister hatte das alles sehr sinnvoll ausgedacht.

Als ich um die Mittagszeit über den Platz ging, hatte er die angebissene Wurst und das Stück Brot auf den Feldsessel gelegt; er selber stand mit Notizblock und Bleistift daneben und sichtete mit Argusaugen den Wirrwarr des eben eingesetzten Stoßverkehrs. Ich zweifle daran, daß er in dieser aufgeregten Viertelstunde alles zu erfassen und zu registrieren vermochte. Mehr als einer der vorbeihuschenden Wagen wird ihm danebengegangen sein. Aber zeigt mir die Statistik, die auf absolute Exaktheit Anspruch erheben darf. Ihr werdet sie nicht finden.

Schlag sechs Uhr abends klappte er den Feldsessel zusammen, und am nächsten Morgen brachte er uns die bereinigte Tabelle. Ihrer Wiedergabe stand nichts im Wege, und so addierte ich zur Errechnung des Honorars den Umfang des Manuskriptes. Ich kam auf wohlgezählte zwanzig Zeilen, die Zeile zu fünfzehn Rappen ergab ein Honorarguthaben von drei Franken. Merkwürdig, da stimmte etwas nicht. Es fehlte offensichtlich am Berechnungssystem. Doch einen andern Maßstab kannte ich nicht, und es war das erste Mal, daß ich eine Tabelle zu honorieren hatte. Als ich dem Statistiker das traurige Resultat mitteilte, traten ihm Tränen in die Augen. Er war arbeitslos, er befand sich auf einer Fußreise ins Welschland, er hungerte, und draußen goß es in Strömen hernieder. Er machte geltend, daß er während zwölf Stunden auf dem Platze ausgehalten und schwer gearbeitet habe, er machte weiter namhaft, daß er habe übernachten und essen müssen — und für das alles eine Entschädigung von drei Franken?

Dem Manne konnte geholfen werden. Noch eh' er ausgeredet, hatte ich die Feder zu einem Kommentar zu seiner Tabelle angesetzt. Nach einer halben Stunde meldete ich die hundertzwanzig Zeilen in die Administration, und der Kaminfeger holte sein angemessenes Honorar. Ich entließ ihn mit dem Rat, das vertrackte Gebiet der Statistik zu verlassen und inskünftig mit größerem Erfolg sich in der Niederschrift seiner Abenteuer zu versuchen.

Die Dame aus München.

Wie, schon wieder eine dieser verdammten Störungen, und ich wäre doch gerade jetzt mit meinem Artikel so prächtig im Zuge gewesen! Aber was sehe ich? Eine junge Dame ist eingetreten, deren reizvolle Schönheit mich sofort gefangen nimmt. Sie steht dort in ihrem beigefarbenen Reisekostüm und der keck aufgesetzten Baskenmütze, sie steht dort und wartet, daß ich die Feder ablege. Ich rücke ihr einen Sessel zurecht und bitte sie mit ausgesuchter Freundlichkeit, ihre Wünsche vorzubringen.

Sie nennt ihren Namen: Ilse Emdener, und berichtet ohne Umschweife, daß sie ihren Eltern in München zu einer kleinen Schweizerreise entwischt und jetzt auf einer richtigen journalistischen Walz begriffen sei. Was das heißen wollte, war mir klar: eine Dame mit Manuskripten. Mochte der Henker ihr Geschriebenes holen, ich für mein Teil bewunderte viel lieber ihre vollendete Gestalt. Aus ihrem blühenden Gesicht leuchtete gleich einem taufrischen Junimorgen ein Augenpaar, das sie voll dem Beschauer zuwandte. Der wie eine Rose erblühte Mund, Stirne, Kinn und Nase waren von edelster Bildung.

„Welch herrlicher Anblick", flüsterte es in mir. „Und eine solche Göttin handelt mit Manuskripten!"

Und damit hatte sie ihrer prallvollen, nicht mehr ganz neuen Handtasche bereits ein Bündel Blätter entnommen und vor mich auf den Tisch gelegt. Ich schaute fürs erste gar nicht hin, sondern hing mit dem Blicke immer noch an den weichen, wie von verliebter Künstlerhand gezogenen Linien ihres Gesichtes.

„Sie erweisen mir einen großen Gefallen, wenn Sie — ein Gedicht — ein Stimmungsbildchen — eine Novellette — einen hauswirtschaftlichen Artikel erstehen werden. Die Auswahl ist groß, und Sie verstehen, da ich doch von zu Hause durchgebrannt bin ..."

Ich verstand sehr gut und bewunderte ihre Kühnheit, ihre Lust zum Abenteuer; indessen fand ich Vergnügen daran, dieses schöne Menschenkind ein wenig zappeln und länger als nötig bei mir verweilen zu lassen. Denn schließlich empfing man nicht alle Tage solche Besuche. Deshalb gab ich ihr sanft zu bedenken, daß wir

unser Bedürfnis an literarischen Beiträgen eben erst auf Wochen, ja auf Monate hinaus eingedeckt hätten. Das war zwar frei erfunden und erlogen, aber es tat eine unerwartete, eine geradezu überraschende Wirkung.

Mit einem merkwürdigen Lächeln um die Lippen sprang die Münchnerin plötzlich auf ein ganz anderes Thema über und kam mit keiner Silbe mehr auf die Manuskript-Angelegenheit zurück. Sie mußte in ihrer hochfliegenden Seele empfunden haben, wie schlecht das Markten um ein paar Franken Honorar zu ihrem Liebreiz stand. So faltete sie denn ihre Blätter wieder zusammen, legte sie unauffällig in die Handtasche zurück und schilderte den Eindruck, den sie von ihrer Schweizerreise bis jetzt empfangen hatte. Von Enttäuschung keine Spur; ihre Augen erstrahlten im Gegenteil noch viel heller und größer, als sie die Absicht bekundete, nun zum Schlusse auch noch die gepriesenen Alpen kennen zu lernen.

Das füge sich vortrefflich, ermunterte ich sie, sei doch die Presse ausgerechnet auf heute und morgen zur Besichtigung der Kraftwerke Oberhasli ins Grimsel-Hospiz geladen, ein telephonischer Anruf ihrerseits, und dann gehöre auch sie, Fräulein Ilse Emdener aus München, Volontärin an einem dortigen Blatte, zu den verwöhnten Gästen.

„Ausgezeichnet!" jubelte sie. „Und Sie fahren doch hoffentlich mit?" fragte sie und lachte schalkhaft über das entzückende Gesicht.

„Selbstverständlich. Im Schnellzug 14.29 Uhr ab Bern, und vorher eine kleine Erfrischung im Buffet," gab ich zurück.

Sie sei unfehlbar dort, versicherte sie und ging, um zu telephonieren.

Sakerment, was hatte ich da angerichtet! Was für ein Torenstreich, sich auf solche Dinge einzulassen. Das heißt man mit dem Feuer gespielt. Freilich hatte ich nach der Grimsel zu gehen, aber ohne Begleitung, ohne Gesellschafterin, und mochte es das hübscheste Mädchen aus München sein. Beim Mittagessen erzählte ich meiner Frau ohne Arg von dem ungewöhnlichen Besuch und äußerte mein Erstaunen darüber, daß die Dame mit den Manuskripten sich nicht aufs Bitten verlegt habe. Ein seltener, ein außerordentlich seltener Fall.

Dann trat ich die Reise nach der Grimsel an. Da ich in Bern auf Anschluß warten mußte, lenkte ich den Schritt ins Bahnhofrestaurant. Die im Bierglas aufsteigenden Bläschen erinnerten mich an die Abmachung von heute morgen. Hoffentlich hat sie den Spaß gemerkt und wandelt ihre eigenen Wege, kalkulierte ich und hielt Umschau, ob sie etwa trotzdem erschienen sei. Nein, sie ist nicht da. Gott befohlen, kleine süße Ilse Emdener. Auch in Thun, in Interlaken und Meiringen keine Spur von ihr. Am nächsten Tage nahm die Presse Einblick in die Kraftwerkanlagen an der Grimsel und im Gelmer. Das Bergland leuchtete in stiller Größe, und das Staunen vor den Meisterwerken Gottes und der Menschen ließ kein leises Erinnern wach an das gestrige Erlebnis auf der Redaktion.

Merkwürdig aber dies. Wenn in den nächsten Tagen Besuch bei uns war, dirigierte meine Frau mit einer Regelmäßigkeit, die mich hätte stutzig machen müssen, das Gespräch auf eine gewisse Fräulein Ilse Emdener, Journalistin aus München. Und jedesmal war das Stichwort gegeben, das mich in Schwung und Feuer versetzte und in den höchsten Tönen von ihrer Schönheit erzählen ließ. Ja, ich bekannte schließlich, sie spaßeshalber sogar auf die Grimsel eingeladen zu haben.

„Und sie ist nicht gekommen?" fragte meine Frau mit dem unschuldigsten Lächeln der Welt.

„Leider nein," reizte ich sie.

„Schade, sehr schade," gab sie zurück. „Aber nun weiß ich zufällig, daß dir die Dame nachgereist ist."

„Nachgereist? Wie kommst du auf so etwas?"

Sie kramte im Nähtischchen, zog eine unterschlagene Ansichtskarte unter dem Wirrsal hervor und überreichte sie mir: „Hier lies!" Ich las:

„Sehr geehrter Herr!

Bin sehr verärgert über mein Mißgeschick. War nur eine halbe Stunde zu spät am Bahnhof Bern, und eine Stunde zu spät am Grimselsee. Sie waren gerade abgereist. War sehr unglücklich, allein da oben zu sein und so viele Kosten zu haben. Die Besichtigung war schon vorbei. Bin jetzt in Zürich. Hauptpostlagernd.

Mit bestem Gruß Ilse Emdener."

Ich habe ihre Handschrift graphologisch untersuchen lassen. Resultat: Flatterhafte Person. Richtet viele solche Schreiben an Redaktionen. Geht auf Männer aus.